

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 20 (1940-1941)
Heft: 10

Artikel: Horaz zur Zeit seiner ersten Dichtungen
Autor: Walter Willi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tivstaat ist oder nicht mehr ist, hat gewaltig an Boden gewonnen. Eine große Gefahr bildet dagegen für den Föderalismus das ungelöste e i d- g e n ö f f i s c h e Finanzproblem und auch das Finanzproblem der meisten Kantone, sodaß auf diesem Gebiete an eine verfassungsmäßige Neuordnung zu denken dringlich geraten ist.

*

So ergibt sich aus der Betrachtung der veränderten Strukturverhältnisse auf den drei genannten Gebieten eine beachtliche Anzahl von Hinweisen dafür, daß die Probleme für eine Verfassungsrevision an sich klar liegen und daß ihre Lösung dringend genug erscheinen könnte. Daß die verschiedensten Vorschläge zur Lösung der Probleme sich kreuzen, scheint uns kein Grund zu sein, vor den Problemen selbst die Augen zu verschließen.

Wie man diese Probleme aber auch betrachten mag, wird man zum Schluß kommen, daß eine Totalrevision der Bundesverfassung nicht das Postulat unreifer Betrachtung der politischen Verhältnisse ist, sondern eine Schicksalsfrage und ein Prüfstein der Reife jener, die an der Macht sind. Erfassen sie die Gelegenheit nicht, von sich aus eine Totalrevision zu wagen, so wird es eine politische Aufgabe ersten Ranges sein, die Machtverhältnisse zu ändern auf dem Wege der zur Zeit einzig bestehenden verfassungsmäßigen Möglichkeit — eben dieser Totalrevision von unten herauf. Eine bedeutsame Vorprobe ist die im Wurfe liegende Initiative der Unabhängigen auf Reduktion des Nationalrates.

Horaz zur Zeit seiner ersten Dichtungen.

Bon Walter Wili.

Die Villa Sabina.

Die schöpferischen Gewalten, die Horazens Leben bestimmten, verwandelten und seine ersten Gedichte bedingten, lagen alle vor seinem 30. Lebensjahr. Es sind der Vater, der steile Anstieg zum Militärtribunat, das vor dem Nichts-Stehen, die Freundschaften mit Vergil und Maecenas, die erlittene und gelittene Daseinsform des im „Verborgenen Leben“. Diese außerordentlich eigenartige Lebenslinie ist im römischen Dichterkreis, im Besondern unter den Augusteern, kaum vergleichbar. Denn Vergil begann sein Leben höher und sozial unbelastet, mit geringerer Wandlung und ohne Rückschläge und war vor allem früh und sicher durch die Seherkraft des Gläubigen an Octavian, den Herrn der Welt, gebunden. Tibulls Leben ist bei geringeren Ausmaßen durch eine wirkliche Liebe und das Land bestimmt; das des Properz, voll innerster Bewegung, durch höchste Begabung und Bildung geädelt, zerstört sich dunkel und ohne die Gnade

des Schicksals in der Glut einer Leidenschaft. Die Leben der andern Augusteischen Dichter von Rang: Varius und Fundanius erschließen sich dem Forscher nicht mehr. Ovid gehört schon einer jüngern und wesentlich gewandelten Generation an.

Die Reihe der Horazischen Formenkräfte gewinnt um das Jahr 33 einen merkwürdig realen Abschluß dadurch, daß Maecenas seinem Schützling und Freund ein Landgut schenkt. Denn dieses wird dem Dichter Symbol für seinen unbeirrten Wirklichkeitsinn wie für seine Landesverbundenheit. Es ist ihm Grenze für jedes materielle Weniger, aber auch — und das ist ebenso wichtig — unüberschreitbare Grenze gegen jedes Mehr an Besitz. Diese eigentümliche Haltung im Bereich des Eigentums hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem festen Standort, den er seinem Vater und sich selbst im gesellschaftlich-ethischen Raum zuweist und zu dem er sich unter Verneinung jedes Strebens nach erhöhtem Glanz bekennt.

Im Werk erscheint sein Besitz bald als Andeutung, wie in den Epoden 1, 31 ff. oder in den Liedern II, 18, III, 16; bald als dichterischer Vorwurf und Mitte des Denkens, wie in der Satire II, 6, und in den Episteln I, 14 und I, 16; bald als Hintergrund, auf dem sich alles andere Erzählte hebt, wie in den Liedern II, 15, I, 10 und I, 17, in der Satire II, 7 und in vielen Episteln des ersten Buches. Im gesamten Werk des Dichters erscheint das Sabinergut nur dort nicht, wo er es noch nicht besaß: zur Zeit der Herausgabe des ersten Satirenbuches; und dort, wo der dichterische Vorwurf Andeutung und Anspielung schlechthin ausschloß: im Jahrhundertlied und in den literaturgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Betrachtungen des zweiten Epistelbuches. Derart und soweit war für Horaz Besitz persönlich gebunden. Seine Haltung verwirklicht im kulturellen und ethischen Bereich des Ichs jene römische Gültigkeit des Eigentums, die wir sonst nur an den nüchternen Gesetzen und aus den rauhen Blättern der römischen Geschichte ablesen.

Aus des Dichters Werk selbst läßt sich Lage und Ort des Grundstücks rekonstruieren. Der Wanderer, der heute von Tivoli dem Aniene, dem antiken Anio, entlang aufwärts geht, kommt in 1½ Wegstunden nach Bicovaro, dem horazischen Varia, wo sich das Tal der Licenza (der antiken Digentia) öffnet. Ein schmales langgestrecktes Tal, vereinigt es in sich Abgeschiedenheit und Stille. Ein fühlbar Anderes des Klimas und der Luft ist ihm gegenüber dem Aniotal eigen, sowie die herberen landschaftlichen Reize und eine leicht geringere — vor allem aber andere Fruchtbarkeit. In horazischer Zeit war der Talkessel reich bewaldet. Die heroisch-liebliche Atmosphäre dieser Landschaft bewahrt das Gedicht I, 17.

In der Tiefe des Tals, wo es an einer Biegung der Digentia sich zum Halbkessel rundet, lag das Gut am sanften Hang des mons Lucretius, des heutigen monte Gennaro. Der 16. Brief des ersten Buches beschreibt es mit liebevoller Genauigkeit: Die Front des Peristyls war mit der Landschaftsüberlegung, die den Augusteischen Bauherren eigen war, nach dem

Süden gerichtet, das Haus dem ersten und dem letzten Sonnenstrahl ausgesetzt. Büsche und Hcken mit Kornellkirschen und Schlehen sowie ein schattenspendendes Eichenwäldchen lagen in der Nähe. Ein kräftiger Quell, die von dem Dichter besungene *Bandusia*-Quelle, durchfloß mit ihrem ungewöhnlich reinen und kalten Wasser das Anwesen. Olivenhaine und Weinreben waren neben dem Bieh den Hauptertrag des Gutes ab. Dieser Ertrag ist nicht klein gewesen. Denn fünf Familien haben als coloni, als freie Pächter den Grund bebaut und die Erzeugnisse nach Baria, dem einzigen Städtchen des Tals und eine Wegstunde vom Gut entfernt, zum Verkauf gebracht. Überdies arbeiteten im eigentlichen Herrenhaus acht Sklaven; sie hatten das Anwesen zu pflegen und es zugleich mit den Erzeugnissen des Bodens und ihrer Arbeit zu versehen. Für das Ganze hatte Horaz einen Gutsinspektor, den *vilicus*, bestellt, dessen Sehnsucht nach der Stadt er in der Epistel 14 des ersten Buches mit seinen Gedanken über das Stadt-Landverhältnis zu heilen sucht.

Das Gut erfüllte also zwei Zwecke: es war mit seinem Herrenhaus Landsitz des Dichters und verschaffte ihm mit dem übrigen beträchtlichen Umschwung die Mittel für seinen Lebensunterhalt in Rom und anderswo. Wieviel Sesterzen es abgeworfen haben mag, ist müßig auszurechnen. Immerhin bedenke man, daß nach der klassischen römischen Bauernregel das Land einen Satz von 6 % zu bringen hatte!

Die „Villa“ war also eine äußerst wohlhabende Angelegenheit. Dem widerspricht scheinbar das Wort des Dichters, daß mehrmals die bescheidenen Verhältnisse seines Güthens andeutet. Denn so klingt es, wenn er Maecenas mit einem „vile potabis Sabinum“ einlädt, oder wenn er andere Freunde zu sich bittet; wenn er dem Luxus der Städter die Einfachheit seines Besitzes entgegenstellt; wenn er sein einfaches Leben in dieser Umwelt andeutet und beschreibt. Diese eingestandene, ja betonte Beschränktheit und Genügsamkeit ist im Verhältnis zu dem enormen Reichtum der Gesellschaft, innerhalb derer er verkehrt und mit der er oft genug vergleicht, dank des Mitschwingens vieler Ironie wahr. Sie ist aber innerhalb der menschlichen Besitzerverhältnisse, die das Denken des Dichters in ihrer Gesamtheit doch durchstreift, dem Reichtum wesentlich näher, als der Armut: sie ist der stille Reichtum, der nicht mehr will.

Früh schon haben des Dichters Worte seine Leser angelockt, den einstigen Besitz wieder zu finden. Die Humanisten des 16. und 17. Jahrhunderts, voran Flavius Biondo, Cluverius und — mit großtem Erfolg der Deutsche Holstenius bemühten sich um ihn. Dann aber hat gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Franzose Abbé Capmartin de Chauph mit der Liebe des Monomanen und mit dessen engen sichern Wissen sein Leben der Entdeckung der Horazvilla geopfert und seine Entdeckerfreude in drei dicken Bänden niedergelegt, — Gaston Boissier hat hiervon dem größern Publikum zwischen Ironie und Bewunderung für das Abseitige in einem seiner vollendeten Essays erzählt.

Immerhin, die Methode des Abbé, aus dem Werk des Dichters die Ortslichkeiten auszudeuten, war richtig und ist natürlich nicht mehr aufgegeben worden. 1842 hat ein englischer Italiensfahrer, G. Dennis, den übrigens wichtigsten Beweis noch hinzugefügt: es ist die Inschrift, in der die Wiederherstellung eines Tempels der Victoria, die der alt-sabinischen Vacuna gleichgesetzt wurde, durch Vespasian berichtet wird. Damit war der Standort gefunden, wo Horaz die Epistel I, 10 an Aristius Fuscus geschrieben hatte.

In der Folge mochte man sich nur wundern, daß die endgültigen Ausgrabungen des Grundstücks erst 1912 vorgenommen wurden und nach großen Unterbrechungen 1930 zum Abschluß gekommen sind. Ein Zweifel daran, daß die gefundene Villa der alte Horazische Besitz ist, scheint schwer möglich, besonders auch angesichts der Tatsache, daß keine andern Überreste in der genau beschriebenen und archäologisch abgesuchten Umgebung sich haben finden lassen.

Es fanden sich bei diesen Ausgrabungen die Grundmauern einer stattlich gebauten Villa, die im Grundriss ein Ausmaß von 105×42 Meter aufweist. Hier von entfallen allerdings 74×42 Meter auf das Peristyl, die richtiger Kryptoptikus genannt wird; denn es war eine Wandelhalle, die sicher eingedeckt war, eine feste zweite Wand mit Pilastern gegen den Garten hatte und vielleicht durch Fenster nach dem Garten hin abschließbar war.

In der Mitte fanden sich die Mauern eines groß angelegten Bassins, das wohl richtig als Nymphaeum gedeutet wird.

Etwas erhöht und mit dem Peristyl durch eine kleine Treppe verbunden stand der eigentliche Wohnteil, dessen Grundriss 31×42 Meter aufweist. Er war durch zwei Atrien und zwei Korridore, die parallel der ganzen Frontseite des Hauses westöstlich laufen, merkwürdig streng gegliedert und umfaßte außer den beiden Atrien, dem tablinum, den oeci, den Vorrats- und Küchenräumen 12 Schlaf- und Aufenthaltsräume.

Der Wohn teil des Hauses hatte also zweieinhalf mal im Porticus teil Platz. Ein auch für die peristylfreudigen Bauherren der augusteischen Epoche ungewöhnliches Verhältnis, besonders wenn man bedenkt, daß das Peristyl durch keine Nebenräume belastet wurde. Der Wille zur kultivierten Natur, zum Dasein zwischen Blumen und Gedanken, Buch und Wandelgang, Gespräch und Gymnastik kommt hier vorbildlich klar zum Ausdruck.

Die ganze Villa ist in vorzüglichem Netzwerk erbaut gewesen. Von den Fußböden haben sich im Hastrakt, vor allem in den östlichen Schlafräumen Fragmente gefunden; sie zeigen sauber gearbeitetes Mosaik mit kunstreich geometrischen Mustern, wie sie die Augusteische Epoche liebte.

Das Haus war reich geschmückt; das beweisen die 38 Freskenstücke, die bei den Ausgrabungen zutage gefördert wurden und jetzt im kleinen Museum von Licenza aufbewahrt werden. Da zeigt sich eine Reihe halb-

nackter Alter mit Zweigen in den Händen; sie bilden offenbar Teile einer Festszene. Weiter das Brustbild eines nackten helmbewehrten Weibes und das einer Tänzerin, beide grob gemalt. Sodann ein besser gemalter junger Bachus, der nackt mit geschnürttem Haupt dasteht und einen Thyrusstab in der erhobenen Rechten hält. Endlich ein junger Dichter mit griechischem Profil und fliehendem Kinn; die Kithara in der Rechten, hebt er zurückgeworfenen Hauptes den Blick in ferne Höhen, offenbar bereit, sich dem Augenblick der Inspiration hinzugeben.

Die Fresken sind in ihrer gewöhnlichen und groben Arbeit enttäuschend. Sie zeigen, daß der Dichter kein Sammler war, sondern mit dem Gewöhnlichen Vorlieb nahm — in seltsamem Gegensatz zu der großen Linie, die er im Wohnen befolgte.

Spiegelbild zu Landschaft und Gut, zum Willen und Dasein des Dichters ist das einzige Gedicht I, 17. Es gibt sich einfach genug als eine Verseinladung an die Hetäre Thndaris: auf das Land zu kommen, weg von der Stadt und dem frechen Liebhaber Kyros. In bukolischen Farben malt Horaz den Sommer hin. Wie ein unsteter Berggeist schweift der Gott Faunus auf den Nachbarbergen und schützt die Ziegen, „die schwefelnden Frauen des stinkenden Gatten“ vor der glühenden Sommerhitze. Die weidenden Tiere aber fürchten nicht Schlangen noch Wolf, wenn Thndaris in der Gegend ist und auf der Hirtenflöte spielt. Der sichtbare Schutz der Götter zeichnet den Dichter in der Fruchtfülle des Hochsummers. Hier soll Thndaris der Hitze entgehen und das anacreontische Lied pflegen, hier abends Symposien feiern — ohne Furcht, von einem groben Liebhaber mißhandelt zu werden.

Bukolische Motive einen sich in diesem Lied mit Anacreontischem; nach griechischer Weise wie Pan schweift der Gott Faunus. Und doch sind dies im Gesamtbild Nebenfarben: das schattige Tal, die Ruhe und der ländliche Reichtum des Dichters, das Glück des geformten Daseins und das natürliche Spiel der erotisch Erfahrenen sind die Hauptmotive; sie machen aus dem Gedicht das horazische Kunstwerk, wie sie es aus seinem Sabinergut auch gemacht haben.

Seelische Umwelt.

Die nachphilippischen Jahre, ich meine damit die Jahre 41—37, verlebte Horaz wahrscheinlich in Rom und Campanien. Sie stehen unter dem Zeichen neuer Begegnungen und neuer Bindungen.

Die Freundschaft mit Vergil ist hier zunächst das größte Ereignis. In dem dreißigjährigen Dichter von Mantua begegnete dem um fünf Jahre jüngeren Horaz ein Mensch von außergewöhnlicher seelischer und geistiger Organisation. Horaz hat dies — schönes Zeichen und Unterpfand seiner Größe — sofort erkannt. Denn sonst wäre jenes 16. Jambengedicht nicht möglich gewesen. In diesem bedeutendsten Revolutionsgedicht der Römer schlägt der Dichter in Verzweiflung ob des ausweglosen Bürger-

Krieges vor, dem Elend dadurch zu entgehen, daß man auswandere nach dem großen geschichtlichen Vorbild der Phokäer, das dichterisch aufgerufen wird, und alle Brücken hinter sich abbreche und den Schwur schwöre der niemaligen Rückkehr. Die Auswanderung soll, so will es der Dichter, auf selige Inseln stattfinden. Eine Vision des dortigen Lebens (v 41—63) als eines Lebens in einer *aetas aurea* entsteht nun, in der wörtliche Anklänge an das Welterlösergedicht Vergils auf eine bewußte Auseinandersetzung mit der 4. Ecloge hinweisen. Es ist Kritik an dem gläubigen Ahnen Vergils, der einer neuen Epoche, einer goldenen Zeit, sicher ist. Aber diese Kritik drückt ihr Nein und Anders nicht in plumpen Worten aus, sie meidet den persönlichen und unmittelbaren Angriff und zeigt „nur“ die andere Welt in der Erzählung, das andere Denken in der Komposition und Wirkung des Gedichts. Es ist bei aller Schärfe und Gegenstellung ein ebenso vornehmes wie künstlerisches Vorgehen. In diesen beiden Gedichten liegt — ein völlig einzigartiger Fall der römischen Literatur — die Natur der beiden Dichter so offen zutage als lägen die Verse einem Graphologen von Begabung handschriftlich vor. Hier Vergil, der Nordländer, der natürlich religiöse Mensch, der ewig gläubige und geborene Metaphysiker, ernst in seinen äußersten Gebärden und voll stiller Glut einer langsam Leidenschaft. Dort Horaz, der Südländer, dessen rasche Heftigkeit des Denkens und Wollens durch seinen gesunden Menschenverstand und abgründigen Wirklichkeitssinn gelähmt wird, dessen Urteilskraft wie eine stete Schergin seine Auftriebskraft und sein religiöses Gefühl begleitet, der viel zu früh den ersten Menschen hat von sich werfen müssen. Es ist ein Fatum hohen Glücks gewesen, daß diese beiden Dichter, die als erste im römischen Bereich (Vergil von Natur, Horaz aus dem Zwang seines Lebens) sich der *vita contemplativa* ergaben, Norden und Süden des Imperiums durch ihre Freundschaft verbindend, 20 Jahre die geistige und künstlerische Führung der Augusteischen Epoche innehattten.

Dem Zwang dieser Freundschaft entspricht es, daß Vergils nächste Freunde als solche im Gesichtskreis Horazens früh erscheinen, nämlich L. Varius und Plotius Tucca. Varius um schätzungsweise zehn Jahre älter als Vergil, war nicht nur der eigentliche Mittler zwischen der Dichtergeneration des Catull, Cinna und Calvus und dem Bergilischen Freundes- und Dichterkreis in Neapel, sowie dem epikureischen von Herculaneum. Die hohe Schätzung, die Vergil ihm in den *Bucolica* 9, 25 ff. zuteil werden ließ und die wenigen Fragmente, die vor allem der Fleiß des Macrobius erhalten hat, zeigen ein Niveau des Könnens und der Begabung, das den Besten der Jüngern gleich war. Plotius, dessen Kunst leider kein einziger erhaltener Vers verrät, blieb dem Herzen Vergils in Treue nah, gab er doch zusammen mit Varius die *Aeneis* aus der Nachlassenschaft heraus.

Die eigenartige Atmosphäre des Geistigen, Dichterischen und Epikureischen erscheint in dem Jüngerkreis, den der epikureische Meister Phi-

Iodem in Herculaneum mit den Namen Plotius und Varius und Bergilius und Quintilius anspricht. Es ist die gleiche, die im Jahre 37 Horaz hinzubertete, als er auf der Fahrt nach Brindisi die genannten Freunde, die wohl von Neapel kamen, in Sinuessa mit einer ungewöhnlichen Festigkeit des Gefühls begrüßte, sat I, 5, 40 ff.:

Plotius et Varius Sinuessae Vergiliusque
occurrunt, animae qualis neque candidiores
terra tulit neque quis me sit devinctior alter.
O, qui complexus et gaudia quanta fuerunt.
Nil ego contulerim iucundo sanus amico.

„In Sinuessa kamen uns entgegen Plotius, Varius und Vergil, Seelen, wie sie reiner die Erde nicht trug und wie niemand mir wohl verbunden ist. Oh, welche Umarmungen gab es da und welche großen Freuden. Nichts möchte ich bei gesunden Sinnen mit einem angenehmen Freund vergleichen.“

Vor allem muß in diesen Worten der reine epikureische Ton des letzten Verses auffallen. Das tragende Wort ist hierfür „sanus“. Keine Philosophie hat auf den gesunden Sinn so viel gegeben wie die epikureische. Aber tragend ist das Wort doch nur im Gefüge mit iucundus und in der Feier der Freundschaft, die den Epikureismus einzig auszeichnete.

Bergil und Varius waren denn auch die treibenden Kräfte zu der so ungewöhnlichen Freundschaft des Horaz mit Maecenas. Sie wurde über die Jahrtausende Vorbild und Urbild für jene delikate Beziehung, die zwischen geistig und charakterell sein Gliederten und gesellschaftlich verschiedenen Graduierten seltenste Wirklichkeit wird. Horaz hielt früh schon, zwei Jahre nach der ersten Begegnung mit Maecenas, die Natur dieser Freundschaft fest, auf seine Weise: Vieles verschweigend, das Wesentliche typisierend und das Persönliche ironisierend. Die sechste Satire des ersten Buches, die so oft als Krone dieser Dichtungsform angesprochen wurde, sagt zusammen mit dem Florusbrieft über das Leben des Dichters am meisten aus. In ihr stellt er dem generellen Thema vom Unsinn der Menschen, die möglichst viel gelten wollen (sat I, 6, 1—44) die Natur seines Lebens entgegen, deren hohes äußeres Signum die Freundschaft mit Maecenas ist. Der Beginn dieser Freundschaft beruht nicht auf der Vorspielung äußern Glanzes, sondern in dem schlichten: „Ich erzähle, was ich war“. quod eram, narro (v 60). Daher sind ihre tragenden Elemente nichts Äußeres und Überkommenes, nicht Reichtum oder Ahnenschaft, nicht Haus und Tradition, nicht Zweck und Absicht, wie für die meisten großen römischen Verbindungen, die den Namen „amicitia“ tragen, sondern nur das reine Wirken zweier Persönlichkeiten aufeinander: jener des Maecenas, dessen hoher Wert nach dem Bekenntnis des Dichters schon in seinem Ja und Nein liegt und jener des Horaz, der sich selbst die erstaunlichen Prädikate „rein und unbescholten und den Freunden teuer“, purus et inson-

et carus amicis" (v. 69/70) zulegt, — Eigenschaften, die Überluge ihm in jedem Jahrhundert einigemale abgesprochen haben — der also die Stärke seines Wesens im homo candidus, den er damit umschreibt, und in seiner angeborenen Freundschaftsnatur findet.

Neun Monate nach der ersten Begegnung vom Frühjahr 38 wird der Dichter von Maecenas in seinen Freundschaftskreis durch nachdrückliche Einladung aufgenommen. Im Frühjahr 37 begleitet er ihn schon in der heiklen Mission der Versöhnung der beiden Herrscher Octavian und Antonius nach Brindisi. Denkmal dieser Reise ist die 5. Satire des ersten Buches, die kurz nachher geschrieben wurde. In ihr zeigt sich im anspruchslosen Wort eines künstlerischen ausgefeilten Itinerars die Reisegesellschaft des fürstlichen Maecenas, die durch ihre griechisch-römische Geistigkeit und Bildung in gleicher Weise sich auszeichnete wie durch ihre eigene Könner- schaft: Der griechische Rhetor Heliodor, Vergil, Varius, Plotius Tucca, Horaz und Cocceius. Sie sind alle freundschaftlich mit dem Reiseherrn und unter sich gebunden und verbunden und von der Garnitur der bezahlten Begleiter und Unterhalter gerade in dieser Reisebeschreibung hart distanziert.

Mit dieser Freundschaft schenkte Maecenas dem Horaz einen entscheidenden Lebensumbruch. Dieser über der Welt und ihren Dingen stehende Mann, früh reif und früh fertig, Grandseigneur und Epikureer von Natur, wußte wie kaum ein Römer, daß Arbeit um der Muße willen da ist und handelte danach. Nächster Freund Octavians, war er dessen Berater und Ausführer delikatester Missionen, ja — im Besitz des allmächtigen Siegelrings im Jahr 38! — Stellvertreter des Octavian. Aber ein eigentliches Normalamt bekleidete er nie und die hohe Politik warf er ins Menschliche zurück; zwischen Geist und Macht gestellt und beiden offen, zwang er sein Leben immer vom Bereich der Macht weg in jenen des Geistes, der Kunst und der Schönheit und wurde so der ganz persönliche Mittler zwischen den Dichtern und dem Herrscher. Im Bereich des Persönlichen und Freundlichsten hatte denn auch Horaz zu erproben, was er in weniger bindender Umwelt und im Politischen vorher versucht hatte: die eigene Persönlichkeit mit ihrem Mut und ihrem Unabhängigkeitsinn durchzusetzen und zu gestalten. So war ihm die Freundschaft mit Maecenas Lebensrhythmus wie für Platon der Eros, wie für Properz die Chynthia, wie einem abendländischen Dichter die Frauenliebe. Und es ist nicht zu verwundern, daß sein dichterisches Werk in der Form der Widmung — das zweite Epistelbuch und das vierte Buch der Lieder sind ausgenommen — ein Zwiesgespräch mit Maecenas geworden ist.

Eigentümlich ist hierbei, was Horaz an seinem großen Freund besonders sah und herauashob: Zuerst die völlige Unbefangenheit, die sich in den Zeichen der Freundschaft von allem Äußerem losgelöst hatte — auch Maecenas ist candidus —, sodann die Hilfsbereitschaft, die ihre königliche Form in der Benignität findet. Schutz und Zier des Horazischen Daseins

wird dieser fürstliche Mann, und sein Geburtstag für Horaz wichtiger und lieber als der eigene. Preziöses Können in der Kunst beider Sprachen zeichnet ihn, geschichtliches Planen über Sinn und Geschehen der eigenen Zeit beschäftigt ihn. Sorge, die den Reichen und Mächtigen, solange er reich und mächtig sein will, in ihre Gewalt zwingt und ihn an das Schicksal des Landes unverwechselbar fügt, lastet über ihm, und dazu überfällt ihn die Melancholie, die den reifen Menschen und im Besondern den Contemplativen auf der Höhe des Lebens als göttliche Peitsche beigegeben ist! Sie treibt dann den Unvermählten in die spannungsreiche Ehe mit Terentia.

Auffällig ist, wie auf diese Weise im Horazischen Bild des Maecenas alle jene Züge, die der geistigen Haltung des Epikureers teuer sind, als wirklich erscheinen, als kleine Züge aber völlig verschwinden: ein reizvolles Instrument Horazischer Kunst der Auswahl. Zugleich ist es der Dichter, der den Freund weise auf die entscheidende Maxime immer wieder führt (c. III, 8):

„dona praesentis cape laetus horae,
linque severa.“

„Pflücke froh die Geschenke der gegenwärtigen Stunde und lasse liegen den harten Ernst.“

Nicht weniger wichtig ist es, die unmittelbare Wirkung dieser Freundschaft im zeitgleichen Werk des Horaz zu sehen; wer aus dem ersten Satirenbuch und aus dem Buch der Jamben die vor-Maecenatische Kunst abschafft, hat dann die Dichtung des Horaz der Jahre 37—30 vor sich. Und es ist zunächst überraschend, daß in den Jahren 38—32 kein politisches Gedicht mehr entsteht. Weiter: daß überdies der Schulepikureismus der Satiren I, 2 und 3 in den Satiren I, 4 und 6 bei aller Andeutung epikureischer Weisheit zur streng persönlich gebundenen Lebenskunst sich neigt. Horaz ergibt sich also den ruhigeren dichterischen Vorwürfen und der lichtvollen Darstellung. Der Leidenschaft des Politischen, dem Moder des esquilinischen Hügels, den Lehrsätzen Epikurs antworten jetzt heitere poetische Erzählungen und Mimjamben und ein ureigner Horaz.

Dieser Wandlung und Verwandlung entsprechend lebt er merkwürdig bescheiden und unauffällig in Rom und fast ausschließlich hier. Er selbst hat in der sechsten Satire mit der Liebe des Maler=Realisten seine römischen Tage festgehalten (Satire I, 6, 111—131). Da erscheint er als Privatmann, der tun und lassen kann, was ihn eben gelüstet, der sich auf dem Gemüsemarkt herumtreibt, am Circus maximus und auf dem Forum; bei Wahrsagern zuhört, dann zuhause ein einfaches Mahl, das immerhin drei Sklaven betreuen, auf weißem Marmortisch — Zeichen bescheideneren Haushaltes — zu sich nimmt. Ein kräftiger Langschläfer, steht er nicht vor zehn Uhr morgens auf und kümmert sich — welch ein Schrecken für den römischen Normalbürger — nicht um Clientenbesuche, die er auch

längst verschlaßen hätte, sondern schreibt und liest oder geht spazieren und verbringt die Zeit auf dem Marsfeld beim Ballspiel und geht gegen Abend ins Bad. So ist sein Leben frei von elendem und erschwerendem Ehrgeiz, ja die „vita solitorum misera ambitione gravique“ ist seine Lebensform. Gerade hier ist schön faßbar, wie die Beschreibung eines scheinbar Nur-Persönlichen sich zum Typus wandelt, zum neid- und ehrgeizfreien Menschen und so plötzlich aus dem Horazischen Tag die römische Form des epikureischen „Lebe im Verborgenen“ geworden ist! Und ein Weiteres darf nicht vergessen werden: später hat sich der Dichter gebundener gefühlt: da beklagt er sich über die gesellschaftlichen Verpflichtungen in Rom und meidet zugleich die Weltstadt immer mehr. Der aufmerksame Leser aber merkt, wie diese Schilderung des Horazischen Tages in Rom, die schon für die Jahre 37—30 nur bedingt stimmt, niemals auf sein ganzes Leben ausgedehnt werden darf.

Vom dreifachen Ursprung der Soziologie.

Von René König.

(Schluß.)

III.

Einen ähnlichen Charakter wie die englische Revolution hat auch die amerikanische Revolution von 1776, die man bisher ziemlich allgemein in die Nähe der französischen Revolution rückte. Man sagte: auch in Amerika sei das abstrakt-naturrechtliche Denken des XVIII. Jahrhunderts Ursache geworden für die Loslösung der nordamerikanischen Kolonialstaaten von der britischen Krone. Nun ist eine kurze Untersuchung dieses fernen Zwischenspiels in der Revolutionengeschichte für uns aus zweierlei Gründen wichtig. Zunächst haben wir hier ganz unmittelbar den Aufstand der Gesellschaft gegen den Staat vor uns, wobei beide allerdings durch den Ozean getrennt sind; zudem wird dieser Aufstand zum unmittelbaren Vorspiel der sich im Rahmen eines einzigen Landes 1789 in Frankreich abspielenden Auseinandersetzung zwischen Gesellschaft und Staat. Zweitens aber wird die amerikanische Revolution für uns darum wichtig, weil an ihr mit dem edlen Lafayette auch der Begründer der französischen Soziologie, der Graf Henri de Saint-Simon teil genommen hat. So wird also eine Kontinuität hergestellt zwischen der großen englischen Revolution des XVII. Jahrhunderts, der amerikanischen Revolution von 1776 und der nach der französischen Revolution erfolgenden Begründung der französischen Soziologie.

In dieser Reihe haben wir mit Absicht die französische Revolution von 1789 selbst übersprungen, denn diese erfolgte gerade nicht — wie die eng-